

seinen Arbeiten, aber ohne daß man in seinen Worten den geringsten verborgenen Sinn, die geringste Klage, das geringste Ansuchen um irgendeine Unterstützung entdecken konnte. Courville empfing ihn mit sichtlichem Vergnügen und zeigte wachsende Freundschaft für ihn.

„Warum verlangt er aber nicht, was er von mir will?“ fragte sich jedoch der große Mann etwas verärgert. „Er ist wirklich zu schüchtern. Oder hält er mich für fähig, mich durch eine lange Komödie völliger Uneigennützigkeit fangen zu lassen? Ich will, daß er spricht. Bis dahin kann ich ihn nicht mit restlosem Vergnügen sehen. Es ist niederträchtig, neben sich einen Freund zu haben, der einem vollkommen sympathisch ist, der aber darauf besteht, einen für einen Einfaltspinsel zu halten.“

Und so kam es, daß eines Tages, als Etienne Lancy nach einem langen und besonders herzlichen Besuch aufstand, um sich zu verabschieden, Courville ihn offen fragte:

„Höre, lieber Lancy, ich empfinde für dich aufrichtige Freundschaft. Sie besteht schon seit langem, sie hat eine Unterbrechung von dreißig Jahren überbrückt und, seit wir uns wiedergesehen, ist sie wieder auferstanden, lebhafter denn je... von meiner Seite wenigstens...“

„Courville, was du mir da sagst, geht mir tief zu Herzen,“ erwiderte Lancy bewegt, „ein Mann wie du...“

„Es handelt sich nicht um einen Mann wie mich,“ unterbrach Courville. „Es handelt sich um zwei alte Kameraden, die große Freude daran finden, sich zu sehen, die für einander verlässliche Freunde sind, was ich ebenso sehr von dir wie von mir weiß, und zwischen denen es kein Mißverständnis geben soll...“

„Welches Mißverständnis?“ fragte Lancy überrascht und besorgt.

„Nein, mein alter Lancy, ich bitte dich, sprich nicht weiter. Das ist weder deiner noch meiner würdig. Sage mir, was du willst. Ich werde es tun und wir werden nicht mehr darüber sprechen. Handelt es sich um irgendeine Stelle? Du hast entschiedene Rechte. Das rote Band? Du hast sicheren Anspruch darauf... So sprich doch, alter...“

Etienne Lancy hatte ihm mit großem Staunen zugehört, dann mußte er gezwungen lächeln. Er blickte Courville in die Augen:

„Aber ich will doch nichts.“

„Du willst nichts?...“

„Ich bin sehr glücklich, wie ich bin. Ich habe keinen Ehrgeiz, ich habe keine Wünsche. Ich versichere dir, mein lieber Courville, daß du für mich alles tust, was in deiner Macht steht, wenn du mich, so selbstverständlich, so oft, so herzlich als möglich und als wirklichen Freund empfängst... und ich bin dir dafür sehr dankbar... Aber sonst will ich nichts...“

Etienne Lancy sprach die Wahrheit. Man konnte die Aufrichtigkeit seiner Worte nicht verkennen. Einen Augenblick lang war Courville verblüfft, dann verdüsterte sich sein Gesicht.

„Du willst nichts?“ wiederholte er. Und beinahe hätte er hinzugefügt: „Was machst du denn dann hier?“ Er fühlte sich irgendwie gekränkt, verletzt, beleidigt, durch diese Uneigennützigkeit, die seine Macht verringerte und seinen Stolz angriff, dadurch, daß sie von ihm keine Hilfe forderte.

„Lieber Lancy,“ sagte er mit veränderter Stimme, „selbstverständlich bist du vollkommen frei, meine Unterstützung zurückzuweisen... O, du kannst ruhig sein, ich zwingen niemanden... und ich habe genügend Bittsteller... Schließlich, gut... Auf Wiedersehen, mein Lieber, auf Wiedersehen...“

Und als Etienne Lancy wieder zu Jacques Courville kam, wurde er nicht mehr empfangen.

*(Autorisierte Übersetzung von Madeleine Lichtwitz)*